

“Die Leute dachten, daß ich krank wäre und nicht die Gesellschaft, in der ich lebte”

Sue Ann aus den Vereinigten Staaten von Amerika

Ich wuchs zu einer Zeit in Amerika auf, als es noch Rassentrennung gab. Das war die gesetzlich vorgeschriebene Trennung der Menschen aufgrund von Rassen. Es war verboten in der Stadt, in der ich lebte, ein bestimmtes Wohngebiet zu verlassen, das heißt wir lebten in einer Art Ghetto. Auch in den Schulen bestand Rassentrennung, schwarze und weiße Kinder konnten keine gemeinsamen Schule besuchen. Die Kinos, die Busse und auch die Theater waren der Rassentrennung unterworfen. In den Bussen mußten wir hinten sitzen. Wenn wir in einen Laden gingen, um Kleider zu kaufen, konnten wir sie nicht anprobieren. Wir durften nicht in der Öffentlichkeit essen, mußten das Essen mit nach Hause nehmen. Meine Großmutter lebte in Mississippi, im Süden, und während der Sommermonate, wenn wir sie besuchten, mußten wir draußen vor den Läden warten, das war eine sehr schlimme Erfahrung.

Ich habe in einem Amerika gelebt, das nicht dem Bild von Amerika entsprach, das Ihr vielleicht aus Büchern oder Filmen kennt.

Es gab jedoch auch viel Liebe. Wir Afroamerikaner lebten eng zusammen. Meine Lehrer waren immer Afroamerikaner, die Ärzte waren Afroamerikaner und es war durchaus möglich, in unserer Stadt zu leben ohne mit einem Vertreter anderer Rassen zu sprechen, die nicht dafür bezahlt wurden, mit einem zu sprechen. Meine ersten Erfahrungen mit Gemeinschaft sammelte ich in einer Gemeinschaft von Afroamerikanern.

Meine ersten Aktivitäten waren in den 60er Jahren im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung, denn es lag ja auf der Hand, daß wir dies verändern mußten. Ich wurde aktiv nach dem Tod von Martin Luther King. Nach dem Ausbruch des Vietnamkrieges beteiligte ich mich an der Antikriegsbewegung.

Dann heiratete ich und bekam einen Sohn. Ich war weniger aktiv, als das Kind klein war, denn ich hatte viele andere Dinge zu tun, aber darüber hinaus hatte ich eine Krankheit, eine Krankheit, die als Depression diagnostiziert wurde und wegen der ich 10 Jahre lang behandelt wurde. Von 1976-78 war ich in verschiedenen Nervenkliniken.

Wenn ich zurückblicke, erkenne ich, daß die Gründe für meine Depressionen darin lagen, daß ich eine arme, schwarze Frau war, und

es wäre im Gegenteil völlig anormal gewesen, nicht depressiv zu sein. Niemand erkannte das und ich wurde unter starke Medikamente gesetzt. Die Leute dachten, daß *ich* krank wäre und nicht die Gesellschaft, in der ich lebte.

Ende der 70er Jahre kam ich wieder zu mir selbst und beschloß, daß nicht ich krank war, sondern die anderen. Und weil ich den Willen und die Gnade Gottes hatte, habe ich aufgehört, die Medizin zu nehmen. Ich habe plötzlich gefühlt, was mit mir passierte und Stück für Stück wurde ich wieder gesund. Ganz langsam habe ich mich selbst geheilt mit Hilfe der Menschen, die mich liebten, die an mich geglaubt und mich unterstützt haben.

Als es mir besser ging, traf ich Frauen, die die gleichen Leidenswege hatten. Auf informelle Art und Weise habe ich ihnen die gleiche Hilfe zuteil werden lassen, die ich erhalten hatte. Ich vermittelte ihnen, daß nicht sie es waren, die krank sind. Die Frauen wollten nicht mißbraucht werden! Es waren Frauen, die nicht vergewaltigt werden wollten, es waren Frauen, die die Möglichkeit haben wollten, sich zu bilden. Sie hatten eine Vision von einem besseren Leben für sich. Und so habe ich angefangen, zuerst mit meinen Freundinnen zu arbeiten. Wir entwickelten gemeinsam eine Vision, wer wir sind und wie wir sein könnten.

Zu dieser Zeit, ich war damals über 30, bin ich in die Universität gegangen. Ich habe meine Studien nie zu Ende geführt. Ich habe bis heute keinen Universitätsabschluß, weil die Kosten für Bildung immer noch sehr hoch sind. Als ich anfing, war es schon für meinen Sohn Zeit in die Universität zu gehen. Nur einer von uns konnte sie besuchen, ich mußte eine Entscheidung treffen. Und mein Sohn ging in die Schule und in die Schule und in die Schule und er erhält jetzt schon bald seinen dritten Universitätsabschluß. Ich habe es nicht geschafft, aber es ist nicht schmerzhaft, denn das ist eine Wahl, die ich selbst getroffen habe und mit der ich sehr gut leben kann.

Ich begann in sozialen Programmen zu arbeiten, denn das war es, was ich wollte. Ich hatte ganz gute Fähigkeiten entwickelt, Menschen zu motivieren, zumindest konnte ich ihnen helfen, Themen zu identifizieren, die sie in Bewegung bringen. Und man kann ihnen den Mut geben, trotz Hindernissen zu arbeiten. Man kann ihnen helfen, die Hindernisse zu erkennen. Ich habe mit ihnen zusammengearbeitet, um uns einen Weg zu eröffnen diese Hindernisse zu überwinden.

Manchmal war es ganz einfach. Manchmal bin ich arbeiten gegangen und habe anderen das Geld gegeben, das ich verdient habe.

Das war der kleine Anfang. Manchmal ging es darum, das Essen zu teilen, das ich hatte und manchmal habe ich jemand in eine Klinik begleitet.

Ich habe verschiedene soziale Programme gestaltet und dort mitgearbeitet. Dabei habe ich jedoch festgestellt, daß sie nicht wirklich an die Frauen glaubten, daß sie es nur vorgegeben haben. Sie haben nicht geglaubt, daß Frauen tatsächlich die Fähigkeit in sich haben, für sich selbst etwas zu tun. Ein gutes Beispiel dafür ist vielleicht ein soziales Dienstleistungsprogramm, in dem ich ein paar Jahre arbeitete. Ich hatte damals gedacht, Frauen können doch auch ihre kleinen Unternehmen gründen. Dieses Programm suchte sich einen Sponsor und als das Geld tatsächlich ankam, sagte die Direktorin, 'ach, wißt Ihr, das ist irgendwie Verschwendung, wenn wir das Geld nur dafür hingeben, das können die Frauen nun wirklich nicht, die werden nie ihr Unternehmen wirklich leiten können. Vielleicht sollten sie lieber als Köchinnen arbeiten oder vielleicht ein bißchen saubermachen oder so etwas, das wird schon reichen'.

Also machte ich heimlich mit den Frauen weiter. Außerhalb des offiziellen Büros. Ich habe sie im Restaurant getroffen, ich habe ihnen einfach meine Telefonnummer von zu Hause gegeben und ich habe ihnen Dinge von zu Hause aus gesagt, die ich ihnen von der Arbeit, vom Büro aus nicht hätte sagen können. Ich habe immer gesagt: 'Haltet den Mund, verrätet es nicht. Ich bezahlte dafür, daß die Frauen Unterricht erhalten konnten und sagte: 'Erwähnt es nicht'.

Bis mir klar wurde, daß wenn wir uns helfen wollen, wir das öffentlich machen müssen. Wir konnten das nicht mehr heimlich tun. Also fingen die Frauen an, sich regulär bei mir zu treffen. Mein Haus wurde schnell voll, wir mußten in andere Häuser umziehen und wir beschlossen, uns regelmäßig zu treffen. Wir nannten uns damals "Woman spirit".

Aus diesen regulären Treffen entwickelten sich Gespräche über Themen, die Frauen betreffen. Es gab Dinge, die uns in unserer Gemeinschaft alle betrafen. Das größte Problem für uns war die Gewalttätigkeit. Ich lebe in einer Stadt, mit 500 000 Einwohnern und allein in diesem Jahr gab es 300 Mordfälle. Viele Frauen wurden von ihren Ehemännern oder Freunden umgebracht. Viele Kinder wurden getötet, brachten sich gegenseitig um oder wurden von ihren Eltern umgebracht. Wir hatten Angst vor dieser Gewalt. Ich bin selbst auch einmal entführt worden auf der Straße. Ich wurde festgehalten und gequält. Wir hatten Angst um unser Leben und wußten, daß wir etwas tun müssen. Wir sprachen über Gewalt in un-

serer Gemeinschaft und wie wir uns davor schützen können.

Diese Gespräche weiteten sich aus und eines der Themen, über die wir anfangen zu sprechen, war: Wie können wir uns selbst eine Einkommensquelle erschließen? Wie können wir individuell unser Leben verbessern?

Vor acht Wochen haben wir ein Frauenzentrum eröffnet. Wir werden von keiner Regierung finanziell unterstützt. Wir entwickeln uns zu einer gemeinnützigen Organisation, das ist ein langwieriger Prozeß, und es sind auch Kosten, die man berechnen muß. Es hat fast ein Jahr gedauert, bis wir das Geld zusammenhatten, um die ganzen rechtlichen Schritte einzuleiten, damit wir registriert werden können als offizielle Organisation. Wir fertigten T-shirts und verkauften sie, um Geld zu sammeln.

Andere Frauen, die in unserer Gemeinschaft lebten, die mehr Geld hatten, spendeten. Ich bin zu ihnen gegangen und sagte, daß sehr viel Ungerechtigkeit begangen worden ist, daß wir Geld brauchen und sie Geld hätten. Ich bat sie Namen der Liebe und im Namen der Gerechtigkeit, uns ein bißchen von ihrem Geld zu geben, damit wir den Armen helfen können. Die meisten geben mir ein bißchen, nur damit ich wieder verschwinde, nicht unbedingt, weil sie an uns glauben. Aber einige glauben auch an uns. Sie möchten nicht unbedingt mit mir arbeiten, Arme nicht unmittelbar anfassen. Aber wenn ich das für sie mache, diese schmutzige Arbeit, dann sind sie bereit, mir Geld zu geben.

Meistens waren es einzelne Frauen, die uns etwas gespendet haben, keine Organisationen. Auch Kirchen, Synagogen, vor allem haben uns jüdische Frauen sehr unterstützt. Vielleicht, weil wir ein gemeinsames Erbe mit ihnen teilen.

Ich arbeite im Zentrum unbezahlt und die anderen Frauen, ebenfalls, keine wird bezahlt. Wir beginnen jetzt die grundlegenden Voraussetzungen zu schaffen für unsere Organisation, dokumentieren unsere Lebensumstände, untersuchen die ökonomischen Bedingungen. Wir suchen natürlich weiter nach Finanzierungsquellen. Gleich am Anfang habe ich gesagt, ich möchte nicht immer nur um Geld betteln müssen. Wir suchten von anfang an Wege und Möglichkeiten, wie wir selbst Geld kriegen können. Wir wollen ein kleines Unternehmen eröffnen, und das werden wir auch bald schaffen. Zwanzig der Frauen, die bei uns Mitglied sind, haben bereits ihr kleines Unternehmen eröffnet. Viele von ihnen machen Heimarbeit, einige arbeiten auch von der Grundlage unseres Zentrums aus. Wir teilen uns das, was hereinkommt, sie zahlen ein bißchen für die Räume, die sie nutzen, so daß wir Strom und all diese Sachen be-

zahlen können.

Es ist eine neue Arbeit und ich weiß nicht, wie das alles enden wird. Wir brauchten viel Glauben und Zuversicht es zu machen. Ein paar Tage, bevor ich auf den Kongreß gekommen bin, mußte ich meinen Job aufgeben und das war das Einkommen, das uns geholfen hat. Als ich der Frau, für die ich arbeitete, gesagt habe, daß ich hierher komme, sagte sie mir, daß sie mich in dieser Saison nicht entbehren könne. Ich sagte ihr, daß ich nicht um Erlaubnis fragte, sondern sie nur informierte. Ich brauche keine Erlaubnis, etwas zu tun, das brauche ich einfach nicht mehr.

